



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., C.: Discreditirte Geschichten aus Mittelalter und Neuzeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Discreditirte Geschichten aus Mittelalter und Neuzeit.

H. v. Sybel über die Gesetze des historischen Wissens. Bonn, 1864. Max Cohen und Söhne.

Die vorstehende kleine Schrift unseres Historikers, ursprünglich eine Festrede am Geburtstage Friedrich Wilhelms des Dritten, in der Aula zu Bonn gehalten, zeichnet in glänzender Form und mit sicherer Hand die Grenzlinien, innerhalb deren auf dem Gebiete der Geschichte die Möglichkeit sicherer objectiver Erkenntniß gegeben ist. Im Anschlusse an sie hat es sicherlich ein Interesse, uns nach jenen „angeblichen Thatsachen, welche die Forschung als irrige Annahmen früheren Halbwissens über Bord geworfen hat“ (S. 3.) näher umzusehen.

Zu diesem Zweck wird uns vergönnt sein, den zahlreichen Beispielen, welche jene Schrift enthält, noch eine Reihe anderer hinzuzufügen. Freilich ist die Zahl des hier zu Erwähnenden so groß, daß trotz der Beschränkung auf Mittelalter und Neuzeit, um nicht bei einer bloßen dünnen Nomenclatur stehen zu bleiben, nur die wichtigeren dieser discreditirten Geschichten hervorgehoben werden konnten. Zugleich soll schon die Bezeichnung discreditirte Geschichten d. h. solche, welche früher einmal den Credit wirklicher Thatsachen gehabt haben, diejenigen Erzählungen ausschließen, welche einen sagen- oder legendenhaften Charakter so deutlich an der Stirn tragen, daß die Kritik mit ihnen zu verhandeln nicht nöthig hat.

Daß der Gründer des atheniensischen Staates Theseus ein fabelhaftes Ungethüm, den Minotaurus, im Labyrinth zu Kreta erlegt, daß in der Schlacht am See Megillus die Götter Castor und Pollux auf weißen Rossen herbeigeeilt seien, um den Römern Beistand zu leisten, so etwas hat die Wissenschaft nicht nöthig zu bekämpfen, ebenso wenig wie die Legende von der heiligen Elisabeth, welche gegen das Verbot ihres Gemahls im Schoße ihres Gewandes den Armen Speise trägt, von diesem überrascht und dieselben für Rosen ausgiebt, worauf ein Wunder, die Unwahrheit rechtfertigt und, die Speise in Rosen verwandelt.

Aber auch in Fällen, wo ein directer Widerstreit mit den Naturgesetzen nicht vorlag, war doch oft die innere Unwahrscheinlichkeit zu groß, als daß solche Erzählungen jemals den Credit wirklicher Thatsachen hätten erlangen können und z. B. die Abstammung der alten Franken von den Trojanern, die Gründung von Kloster Leubus durch die Schwestern Julius Cäsars, die Thaten der Helden aus der Tafelrunde des Königs Arthus hat kaum jemals jemand zum Gegenstand historischer Ueberzeugung gemacht.

Dagegen tritt uns gleich an der Schwelle des Mittelalters eine großartige Erdichtung entgegen, der zufolge Kaiser Konstantin bei seiner Taufe dem Papst Sylvester den Westen, Italien und die Inseln des westlichen Meeres überlassen habe, worauf gestützt dann am Ende des elften Jahrhunderts Papst Urban der Zweite sich die Insel Corsika unterwarf und fast ein Jahrhundert später Papst Hadrian der Vierte das Recht in Anspruch nahm, Irland an den König von England zu verschenken. Diese Fabel repräsentirt eine ganze Classe von Erfindungen, die wir als tendenziös bezeichnen mögen, sie ward gemacht in der unverkennbaren Absicht, der weltlichen Macht des Papstthums ein Substrat zu gewähren, ebenso wie die unter dem Namen der pseudoisidorischen Decretalen bekannte gleichfalls unechte Sammlung päpstlicher Decrete dies für die geistliche Seite gethan. So werden dem Fremden noch heute im Dogenpalast zu Venedig zwei, durch den Pinsel Tintoretto's verherrlichte historische Scenen gezeigt, die Niederlage Friedrichs des Ersten zur See und dessen Demüthigung vor Papst Alexander dem Dritten, welcher seinen Fuß auf des Kaisers Nacken setzt; die betreffenden Facta haben immer nur in der Phantasie der päpstlichen Eiferer existirt.

Daneben mag man Erzählungen setzen, welche aus der gerade entgegengesetzten Strömung hervorgingen, so jene Fabel von einer Päpstin Johanna, welche als Johann der Siebente den päpstlichen Stuhl besessen, eine Erzählung, die mit allerlei scandälösen Einzelheiten versehen, lange geglaubt wurde, wie ja denn noch selbst der berühmte Leibniz in gewisser Weise für ihre Glaubwürdigkeit in die Schranken getreten ist. Und ebendahin gehört auch die Erzählung vom Tannhäuser, welche allerdings ins Sagenhafte übergehend durch ein Wunder den Stab des Papstes sich begrünen und dadurch dessen erbarmungsloses Verdammungsurtheil zu Schanden werden läßt. Daß ferner jenen Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung, die uns in dem Nibelungenliede so großartig ausgebildet entgegentreten, nur ein verschwindend kleiner Kern von wirklicher Geschichte zu Grunde liegt, daß die wenigen historisch erkennbaren Persönlichkeiten, z. B. der Hunnenkönig Attila (Egel) und der Ostgothenkönig Theodorich (Dietrich von Bern) ganz umgestaltet worden sind, und daß von den Uebrigen die historische Ueberlieferung so gut wie nichts weiß, braucht kaum gesagt zu werden, wenn gleich noch heutzutage im Oden-

walde der Baum gezeigt wird, an dem Siegfried erstochen wurde. Sind doch ebenfalls die beiden in den meisten Geschichtsbüchern aufgeführten Anführer der Angelfachsen bei ihrem Zuge nach England, Hengist und Horsa, rein mythische Persönlichkeiten.

Aber auch Karl der Große ist zum Helden der Sage geworden, ihn umgiebt ein weiter Kreis von Mythen, und vieles davon ist lange Zeit für historische Wahrheit angesehen worden. Glaubte man doch bis in die Neuzeit die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, eines Theilnehmers der Tafelrunde des großen Königs, den Erzbischof Turpin zu besitzen, bis die Kritik das ganze Buch als ein Machwerk des späteren Mittelalters erkannte. Jetzt freilich muß man schon ein älteres Geschichtsbuch sich hervorsuchen, um noch die schöne Erzählung zu finden, wie Karls Tochter Emma des Nachts ihren Geliebten Eginhard auf ihren Schultern über den Hof der kaiserlichen Pfalz trägt, damit nicht seine Fußtapfen auf dem frisch gefallenem Schnee ihre Zusammenkunft verrathen. Auch von Karls Zuge nach Jerusalem pflegen wir auch nur aus Uhlands schöner Ballade: „König Karls Meerfahrt“ zu hören. Aber noch viele neue Geschichtsbücher haben der Versuchung nicht widerstehen können, aus dem fast unererschöpflichen Reichthum der Sage etwas hinüberzuretten in die ärmlich bedachte Geschichte, und es mag Vielen unbekannt sein, daß z. B. von dem großen Helden Roland kaum die Existenz eines Helden dieses Namens glaubwürdig überliefert ist, und daß von der Roncevalschlacht, die schon ein Dichter des zwölften Jahrhunderts so ergreifend zu besingen wußte, die historische Kritik nur die dürre Thatsache übriggelassen hat, daß im Jahre 778 bei einem Ueberfalle des fränkischen Heeres durch kriegerische Gebirgsvölker der Pyrenäen viele angesehene Männer aus des Königs Gefolge ihren Tod gefunden haben. In die letzte Zeit der Karolinger gehört auch noch die Sage von dem Erzbischof Hatto, den zur Strafe seiner Grausamkeit und Hartherzigkeit die Mäuse überall verfolgten, und der selbst, als er sich bei Bingen auf einer Insel den allen Rheinreisenden erinnerlichen Mäuseturm hatte erbauen lassen, seinen Verfolgern nicht zu entgehen vermochte. Die Entstehung der Sage ist nicht zu erklären, wir kennen keinen Umstand aus Hattos Leben, an den sie sich hätte anlehnen können. Uebrigens hat sie ihr vollkommenes Seitenstück an der polnischen Sage von König Popiel und dem Mäuseturm im Goplosee.

Und nun weiter; wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler oder Vogelsteller und zugleich dem Städtegründer gehört? In Wahrheit verdient er keinen dieser Namen; daß er Städte gegründet, zu deren Vertheidigung darin einen Theil des vom Lande hereingerufenen Adels mit besonderen Freiheiten angefedelt und so eigentlich auch das städtische Patriziat geschaffen habe, ist eine irrige Meinung, entstanden aus dem Mißverständniß einer Stelle, welche aber nur von der Anlegung von Burgen, nicht von Städten spricht; und daß er vom

Vogelheerde auf den Thron berufen worden sei, hat nicht mehr Glaubwürdigkeit, als die gleichfalls im Mittelalter in Cours gesetzte Erzählung, er habe sein Herzogthum Sachsen dem Papst geschenkt. Merkwürdig entfielst ist auch die Geschichte Heinrichs des Vierten; doch ist es nicht die Sage, welche die Schuld trägt, sondern die Parteileidenschaft hat hier die Geschichte vielfach ge- trübt. Selbst die Besseren der Chronisten jener Zeit haben sich von einer Animosität gegen den gefürchteten Feind der Kirche nicht insoweit frei zu erhalten gewußt, um nicht die zahlreichen Scandalgeschichten über denselben, welche der geschäftige Parteihaß bis zu ihnen trug, gläubig aufzunehmen, der Geschichtschreiber unserer Tage wird ihnen allen nur in sehr beschränktem Maße Glauben schenken.

Dagegen fand die Sage wieder die reichlichste Nahrung in den Kreuzzügen. Wir haben es hier nicht mit den zahlreichen Fabeln zu thun, in welchen die erregte Phantastie der Pilger und Kreuzfahrer die Wunder des Morgenlandes ihren Landsleuten darstellte, aber auch der wirkliche Verlauf der Thatsachen, namentlich in Betreff des ersten Kreuzzuges war schon ein Jahrhundert später wesentlich sagenhaft umgewandelt worden. Der das große Unternehmen in Scene gesetzt hatte, war Papst Urban der Zweite, welcher von seinem mächtigen Gegner Kaiser Heinrich schwer bedroht, eine wirklich geniale Diversion machte, indem er, die geistige Strömung seiner Zeit richtig erfassend, sich an die Spitze jener europäischen Bewegung stellte und sich an den Hunderttausenden, welche sich um das Banner des Kreuzes scharten, ebenso viel ergebene Anhänger schuf, deren er sich auch wider seinen Gegner ganz geschickt zu bedienen wußte. An seine Stelle nun schob man später den Eremiten Peter von Amiens und ließ ihn durch allerlei Wunder und Visionen das Werk vollführen; ebenso entzog man das Hauptverdienst an der Leitung der kriegerischen Operationen dem schlaun und kühnen Normannenfürsten Boömund, um allen Ruhm dem frommen Gottfried von Bouillon zuzuwenden. Und in dieser entstellten Form ist dann die Geschichte des ersten Kreuzzuges immer weiter überliefert worden, so hat sie Tasso zu seinem unsterblichen Epos begeistert und erst in neuester Zeit hat Sybel auf eine strenge Kritik der Quellen gestützt die eigentlichen Hauptacteure wieder hervorzuziehen und ihnen die gebührende Stelle anzuweisen vermocht.

Von jenen an die Kreuzzüge anschließenden Sagen mögen nur einige wenige hier Erwähnung finden. Als im zwölften Jahrhundert ein innerasiatischer Stamm, bei welchem christliche Missionäre in einem gewissen Ansehen standen, die Türken bedrängte, verbreitete sich im Abendlande die Sage, fern im Osten bestehe ein mächtiges christliches Reich unter dem Priester Johannes, in welchem die Einen den Evangelisten Johannes, den Jünger, der nach des Heilands Worte nie sterben sollte, andere den Nachkommen eines der heiligen drei Könige

erblickten. Bald circulirte ein Brief von ihm an die Herrscher des Abendlandes und Papst Alexander hat wirklich eine Gesandtschaft an ihn abgesendet, über deren Schicksale wir freilich nicht unterrichtet sind. Eng zusammen mit den Kreuzzügen hängt auch die vielbekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, dem 1227 auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande eine Türkin das Leben und die Freiheit rettete, und der dieselbe dann mit in seine Heimath brachte und nach einem Uebereinkommen mit seiner Gemahlin als seine zweite Frau proclamirte, welche Bigamie dann auch wirklich der Papst zuließ. Sein Bett und sein und seiner zwei Frauen Leichensteine wurden lange in Erfurt gezeigt. Doch ist die ganze Anekdote erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Cours gesetzt worden. Fromme Gemüther haben mit Recht schon immer an der Voraussetzung Anstoß genommen, daß ein Papst solche Doppel-ehe habe gutheißen können.

Schlesien hat bekanntlich in dem Tartareneinfalle gleichsam ein Widerspiel der Kreuzzüge erlebt, statt der sonstigen Kriegsfahrten nach dem Morgenlande ist hier das Morgenland zu uns gekommen, und die Schlesier haben sich der entsetzlichen Gäste sehr schwer erwehren können. Auch hier fehlt es nicht an Sagen, die uns immer aufs Neue bald ganz unbefangen, bald mit dem Vorbehalt eines „es soll“ oder „wie die Sage erzählt“ in den Geschichtserzählungen aufgetischt werden. Da erfahren wir von der Ermordung einer durchreisenden tartarischen Fürstin in Neumarkt, welche dann den Rachezug ihrer Landsleute veranlaßt, sowie von der schrecklichen Waffe der Tartaren in der Schlacht bei Wahlstatt, einem Ungeheuerkopfe, dem ein erstickender Dampf entquollen sei, welcher den Christen die Besinnung geraubt habe. Alles dies ist unglauwürdige Erfindung späterer Chronisten, die Säcke mit abgeschnittenen Christenohren nicht ausgeschossen, welche neuerdings wieder in den schlesischen Provinzialblättern gespuckt haben.

Freilich auch anderwärts pflegt man an gewissen eingebürgerten Geschichten aller Kritik zum Troste festzuhalten. Dies gilt z. B. von einer der zahlreichen Erzählungen, deren Schauplatz die ehrwürdige Wartburg war. Landgraf Albrecht der Entartete wollte, so heißt es, verführt durch seine arglistige Buhle, seine Gemahlin, eine Tochter Kaiser Friedrichs des Zweiten, ermorden lassen, doch der gedungene Mörder, ein Eselstreiber, wird von Neue erfaßt, warnt die Landgräfin und verhilft ihr selbst zur Flucht. Beim Abschiede aber von ihren zwei schlafenden Kindern beißt sie von Schmerz übermannt den ältesten in die Wange, daß die Narbe und davon der Beiname ihm für immer bleibt. So vielfach nun die Geschichte auch in Bild und Lied verherrlicht worden ist, so können wir uns in Wahrheit doch nur freuen, daß sie nicht wahr ist und wir uns nicht mit dem psychologischen Räthsel zu plagen brauchen, wie es denkbar wäre, daß eine zärtliche Mutter ihr schlafendes Kind so grausam verletzen könne.

Ein anderes psychologisches Problem stellt uns die Sage von Tells Apfelschuß vor, denn mehr als eine Sage ist auch dies nicht; die gleichzeitigen Chronisten, die den Freiheitskampf der Schweizer erzählen, wissen nichts davon und erst Jahrhunderte später hat irgendein wenig gewissenhafter Annalist die nordische Sage von Palnatok, welche die bekannte Erzählung Zug um Zug wieder giebt, in schweizerisches Gewand gekleidet einzubürgern vermocht. Es mag noch heutzutage auf einer Schweizerreise nicht überall gerathen sein, diese Uebersetzung laut werden zu lassen, doch die gebildeten Schweizer haben der Mehrzahl nach schon ihren Nationalhelden fallen gelassen. Desto fester aber haben sie einmüthig für einen anderen Helden gekämpft, jenen Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach mit seinem Herzblute der Freiheit eine Gasse machte, und wirklich ist der österreichische Historiker, der auch diesen in das Reich der Mythe verweisen wollte, unterlegen.

Fast in derselben Zeit wie Tell spielt eine an die Schlacht bei Mühldorf anknüpfende Geschichte. Der siegreiche Kaiser Ludwig der Baier habe, so heißt es, nach der Schlacht Hunger leiden müssen, Lebensmittel seien nirgends aufzutreiben gewesen, bis man endlich einen Korb mit Eiern herbeigebracht, welche dann der Kaiser redlich mit seiner Umgebung getheilt habe, so daß auf jeden eins gekommen sei. Das einzige dann übrige habe er seinem getreuen Feldherrn Schweppermann, dem er den Sieg hauptsächlich verdankte, mit den Worten gereicht: „jedem Mann ein Ei, dem braven Schweppermann aber zwei“. Die späte Entstehung der Geschichte vernichtet auch hier den Credit, der Historiker Palacky erklärt sie für eine läppische Erfindung.

Nur vorübergehend möge einer ganzen Reihe von Geschichten Erwähnung gethan werden, welche sämmtlich darauf hinauslaufen, einem großen Manne oder einem ganzen Herrschergeschlecht einen dunklen und niedrigen Ursprung zuzuschreiben. Im Mittelalter wo die Standesunterschiede eine so tief einschneidende Bedeutung hatten, wie wir es uns jetzt kaum mehr vorstellen können und eine nicht leicht zu überspringende Kluft den Niedriggeborenen von den Großen der Erde schied, hatte es einen eignen abenteuerlichen Reiz, einen stolz und hoch emporgeschossenen Baum aus dem unscheinbarsten Samentorn hervorgegangen zu denken, und die Chronikenschreiber, welche von ihrer stillen Zelle aus die großen Thaten der Mächtigen schilderten, verweilen mit einem gewissen moralischen Behagen bei der Darstellung eines solchen Wechsels der Dinge, solchen Spieles der Gegensätze, wo jemand aus den dunkelsten Tiefen zu den höchsten Höhen des Lebens jäh emporgerissen wird. So entstanden die Sagen von den Stammvätern des polnisch-schleisschen und des böhmischen Herrschergeschlechts Piast und Przemisl, so die von der bäuerischen Abkunft des sächsischen Herzoghauses der Billunger und des stolzen Geschlechts der Colonna in Rom von einem durch das Finden eines Schatzes reich gewordenen Schmiede, so er-

fand man zur Erklärung des Rades im mainzer Wappen die Erzählung von dem Wagnerssohn Willigis und machte den großen Papst Gregor den Siebenten zum Sohne eines Zimmermanns.

Aus dem fünfzehnten Jahrhundert soll nur einer Geschichte gedacht werden, welche bis in die neueste Zeit unzählige Mal wiederholt worden ist, daß nämlich die Mark Brandenburg durch ein Pfandgeschäft in den Besitz der Hohenzollern gekommen. Dank Riedels gründlichen Forschungen wissen wir jetzt, daß die Sache sich doch etwas anders verhalten. Als König Sigismund zu Konig dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Mark übergab, bekannte er allerdings demselben 400,000 Goldgulden schuldig zu sein, doch hatte er diese Summe nie von jenem erhalten, seine Absicht war nur zu verhindern, daß nicht z. B. im Falle seines schnellen Todes ein Nachfolger dem Burggrafen sein neues Land, dessen Besitzergreifung weder ohne Mühe noch ohne Geldopfer möglich war, ohne weiteres wieder abnähme. Ohne eine solche oder ähnliche Garantie hätte bei dem damaligen verwahrlosten Zustand der Mark sich kaum ein Verweser derselben finden lassen, wenigstens keiner, der die Einführung geordneter Zustände sich wirklich Ernst hätte sein lassen.

Auch das Reformationszeitalter entbehrt nicht der Mythen, und aus Luthers Leben selbst heben wir, indem wir die zahlreichen, nie recht geglaubten Erfindungen des Hasses und der Verläumdung mit Stillschweigen übergehen, zwei Anekdoten heraus. Welcher Besucher der Wartburg hat nicht den immer wieder aufgefrischten Fleck gesehen, der einst entstanden, als Luther das Dintensafz nach dem Teufel warf, und wer erinnert sich nicht wenigstens aus den so viel verbreiteten Kupferstichen zu Luthers Leben der Scene, wo ein Blitzstrahl an Luthers Seite seinen Freund Alexius todt niederstreckte? Die Geschichte von der Vision ist durch nichts verbürgt, und die letztere reducirt sich darauf, daß der plötzliche Tod eines Freundes, der jedoch weder Alexius hieß noch vom Blitze erschlagen wurde, einen nachhaltigen und tiefen Eindruck auf Luther gemacht hat.

In der neueren Zeit haben weniger die Sagen, obwohl solche zu allen Zeiten sich bilden, der historischen Kritik zu thun gemacht, als die Neigung der Chronisten und namentlich der Memoirenschreiber, die Situationen epigrammatisch oder wenigstens pikant zuzuspitzen, eine Kunst, in der bekanntlich die Franzosen excelliren. Wie oft sind da nicht Ursachen und Wirkungen auf eine wohl frappante, aber keineswegs wahrheitsgetreue Art nebeneinandergestellt und wie viele schöne Aussprüche erzählt worden, welche ganz wohl an der betreffenden Stelle hätten gethan werden können, wenn nämlich wirklich ein ernster kritischer Moment dem Menschen nur auch immer ein treffendes bon mot auf die Lippen legte.

Wer kennt nicht wenigstens aus dem hübschen scribescben Lustspiele die

wunderbaren Wirkungen des Glases Wasser, welches die Herzogin Marlborough auf das Kleid der Königin Anna vergoß? Ueber die Schicksale Europas, über das Wohl und Wehe von Millionen, über den Ausgang eines langjährigen blutigen Krieges sollte dasselbe entschieden haben, nicht bloß nach der Darstellung des französischen Lustspieldichters, sondern auch nach der mancher Historiker, z. B. nach Voltaires, welche in solcher abgeschmackten Kleinigkeit einen Schlüssel für den damaligen Umschwung in der englischen Politik suchen, statt in der großen Thatsache des Todes Kaiser Josephs des Ersten, worauf England, um nicht auf dem Haupte des letzten Habsburgers die Kronen von Deutschland und Spanien vereinigt zu sehen, sich wieder mehr Frankreich näherte.

Auch die weltbekannte Geschichte vom Ei des Kolumbus existirte lange schon vor der Entdeckung Amerikas, und die wigige Wendung Molières, mit welcher er seinem Publikum das Verbot des Tartüffe angezeigt haben soll: „Der Herr Präsident will nicht, daß man ihn auf die Bühne bringe,“ kann vielleicht in engerem Kreise gesprochen worden sein, aber vor dem Theaterpublikum bestimmt nicht, so wenig wie Ludwig der Dreizehnte sein berühmtes Wort *l'état c'est moi* in einer Parlamentssitzung des Jahres 1655 gesprochen hat. Ebenso wird der Ausruf des von der Inquisition zum Widerruf seiner Ansichten über die Drehung der Erde gezwungenen Galilei: „*e pur si muove* — und sie bewegt sich doch“ mit gutem Grunde bezweifelt; nicht minder auch jene Abstimmung des Abbé Sieyès bei der Verurtheilung Ludwigs des Sechzehnten mit den kurzen Worten *la mort sans phrase*. Das stolze Wort des Führers der alten Garde in der Schlacht bei Belle-Alliance: die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht, ist gleichfalls vor der Kritik zu Schanden geworden, wenigstens ist es erwiesen, daß der General, dem jenes Wort zugeschrieben wird, Cambronne, die Gefangenschaft dem Tode vorgezogen und sich dem hannoverschen General Falkett ergeben hat.

An die glorreiche Schlacht bei Fehrbellin knüpfen sich zwei von der Poesie und Malerei verherrlichte Erzählungen, die allbekannte von dem Opfertode des Stallmeister Froben, welcher gewahrte, wie das glänzend weiße Schlachtroß des Kurfürsten das Ziel der feindlichen Kugeln wurde, diesen unter einem Vorwande zum Tausch der Pferde bewog und gleich darauf von einer Kugel getroffen niederstürzte. Dann die Erzählung von der Absicht des großen Kurfürsten, einen seiner Generale, den Prinzen von Homburg, wegen eigenmächtiger Handlungsweise zum Tode verurtheilen zu lassen, beide merkwürdigerweise ganz besonders erst durch die Memoiren Friedrichs des Großen in der Geschichte eingebürgert. Beide sind nicht wahr, von Froben wissen wir nichts, als daß er in der Schlacht und zwar in nächster Nähe seines Herrn den Tod gefunden und selbst die Erklärung Rankes, er habe dem Kurfürsten insofern das Leben gerettet, als die Kugel, welche ihn niederstreckte, wenn sie nicht dieses Hinderniß getroffen, den

Kurfürsten erreicht haben würde, wird sehr fraglich, wenn wir in Schlachtberichten lesen, daß Froben hinter seinem Herrn einherreitend getroffen wurde. Wenn in allerjüngster Zeit eine neue Version aufgetreten ist, welche die Geschichte von dem Pferdetausche aufrecht erhalten und dieselbe nur von Froben auf den Leibjäger Uhle wenden will, so erscheint diese in Wahrheit noch schlechter verbürgt als die frobensche. Sie beruht auf einer Volkstradition, die augenscheinlich jene Sage von Froben schon kannte, dieselbe That aber, wie dies bei Sagenbildungen so häufig geschieht, einer anderen Person zuschrieb. Was den Prinzen von Homburg anbetrifft, so finden wir in den gleichzeitigen Berichten nur eine schwache Andeutung darüber, daß seine Verdienste in der Schlacht nicht genug anerkannt worden seien, alles Weitere ist viel spätere Erfindung.

In dieselbe Classe pikanter Erfindungen gehört die Anekdote, welche den Helden des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich den Großen, mit dem der Revolutionskriege, Napoleon, in eine gewisse visionäre Verbindung setzen will. Es war im Sommer 1769 zu Breslau, so heißt es, als ein Offizier seiner Instruction gemäß den König um 5 Uhr weckte, und sogleich von der Frage begrüßt wurde: „Kann Er Träume deuten?“ Nein, Ew. Majestät, antwortete derselbe, und Friedrich sagte: „Nun so merk' Er sich doch den Traum, welchen ich in dieser Nacht hatte. Mir träumte als sähe ich einen hellen Stern sich herabsenken auf die Erde, der mit wunderbarem überschwenglichem Lichte sie umschloß und bedeckte, dergestalt, daß ich, umhüllt davon, durch seinen unendlichen Glanz mich kaum hindurcharbeiten konnte.“ — In jener Nacht ward Napoleon geboren. — Obwohl nun jener Offizier selbst immer als Gewährsmann angeführt wird, so stimmen doch Ort und Zeit in keiner der Versionen richtig zusammen*).

Aus der Epoche Friedrichs des Großen sind vor Kurzem eine ganze Reihe von Erzählungen, welche sämmtlich der Zeit nach den zwei schlesischen Kriegen angehören, als Sagen aufgedeckt worden**), hier mögen noch einige andere ihre Stelle finden. Wenn ich z. B. der Erzählung gedenke, dem jungen Friedrich habe nach seinem Fluchtversuch hauptsächlich die nachdrückliche Verwendung des Kaisers bei seinem erzürnten Vater das Leben gerettet, so thue ich es in Erinnerung an die Behauptung Macaulays in seinem Pamphlet über Friedrich den Großen, der König habe gegen das Haus Oestreich die größten persönlichen Verpflichtungen gehabt, sein Leben sei ihm durch die Verwendung desselben Fürsten erhalten worden, dessen Tochter er geplündert habe. Noch nicht zu der Zeit, wo der Engländer dies schrieb, aber wohl zu der, wo sein Schriftchen bei uns

*) Ködenbeck, Tagebuch. I. S. 6.

**) D. Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. 1864. Breslau, Maruschte u. Berendt.

Grenzboten II. 1865.

verbreitet und bekannt wurde, d. h. funfzehn Jahr später, hatte Ranke das Unwahre jener Erzählung auf das Schlagendste nachgewiesen, indem er zeigte, daß Friedrich Wilhelm der Erste das den Kronprinzen freisprechende Urtheil des Kriegesgerichts ohne Widerspruch entgegengenommen und nur bezüglich des Spruches über Friedrichs Mitschuldigen Ratte sich nicht einverstanden erklärt, der österreichische Gesandte aber erst einige Tage darnach das Intercessions schreiben des Kaisers übergeben habe.

Auch die durch das Menzelsche Bild so bekannt gewordene Scene möge hier erwähnt werden, wie Friedrich bei der Huldigung Schlesiens im Breslauer Fürstensaale 1741 das Reichsschwert vermißt habe, welches Schwerin neben ihm halten sollte und statt dessen nun seinen siegreichen Degen gezogen und sich dessen bei der Ceremonie bedient habe. Die Geschichte ist die Erfindung eines sehr unzuverlässigen Memoirenschreibers, die älteren officiellen Berichte wissen nichts davon, und Schwerin war damals gar nicht in Breslau.

Aus neuester Zeit will ich nur noch einen charakteristischen Zug anführen. Wir alle erinnern uns, daß im Jahre der Bewegung 1848, als das deutsche Parlament zu Frankfurt tagte und es sich um die Wahl eines Reichsverwesers handelte, Erzherzog Johann durch nichts so sehr empfohlen wurde, als durch einen Toast, den er einige Jahre vorher bei festlicher Gelegenheit ausgebracht, und dessen Sinn man damals so recht conform den herrschenden Ideen in die Worte zusammenfaßte: Kein Oestreich, kein Preußen mehr, ein einzig Deutschland nur; man kann wohl behaupten, daß Johann wesentlich auf Grund dieses Toastes gewählt worden ist. Nun erhoben sich wohl zwar schon damals Stimmen, welche die richtige Wiedergabe jener Worte bezweifelten, aber der allgemeine Jubel übertönte die Zweifel, und der Erzherzog selbst hat, so viel mir bekannt ist, jene Fassung nicht desavouirt. Aber die Zweifel kehrten wieder, und in unserer Zeit hat ein deutsches Blatt auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, der Erzherzog habe eigentlich nur auf das Zusammengehn von Oestreich und Preußen im gemeinsamen deutschen Interesse seinen Trinkspruch ausgebracht und in der That machten dies die begleitenden Umstände auf das Höchste wahrscheinlich.

Wenn wir nur diesen einen Fall ins Auge fassen, der in unserer Zeit spielt, wo eine Menge Ohrenzeugen jener Worte vorhanden waren, wo alle möglichen Zeitungen unmittelbar nachher Bericht erstatteten, wenn da solche folgenschwere Verschiebung und Veränderung möglich geworden ist, wollen wir da uns wundern, daß unsere Ueberlieferungen aus dem Mittelalter, wo ein einsamer Mönch in seiner Klosterzelle niederschrieb, was von den großen Haupt- und Staatsactionen bis zu ihm drang, sehr der Kritik bedürfen? Aber freilich, die Beispiele liegen noch viel näher. Die Zeitungen gewähren uns fortwährend das Schau-

spiel, daß der eine Tag die Angaben des vorigen dementirt und discreditirt, ja jeder einzelne von uns würde sich aus seinen Kreisen auf Geschichten besinnen können, welche vielfach wiedererzählt werden, ohne daß wir sie für wahr halten, die *chronique scandaleuse*, deutsch gesagt: der Klatsch, ist überall thätig und es hat zu allen Zeiten auch an historischen Klatschgeschichten nicht gefehlt. Man sagt es den meisten der Persönlichkeiten, welche die Gesellschaft als gewandte Erzähler lobt, nach, daß sie die Wahrheit gern mit etwas Dichtung versehen, daß sie ihre Geschichten ein wenig zu redigiren pflegen, sie aufspuzen und zuspitzen. Und sollte es in der Geschichte anders sein? Bleibt ja doch selbst beim besten Willen und der Absicht der größtmöglichen Wahrheitstreue die Täuschung nicht ausgeschlossen, der unbedeutendste und klarste Gegenstand wird niemals von zwei Gewährsmännern in gleicher Weise dargestellt, und derselbe Erzähler wird, wenn er dieselbe Geschichte mehrmals erzählt, sich nicht ganz gleich bleiben, kurz es ist, wie Sybel es ausdrückt (S. 9), psychologische Thatsache, daß kein objectiver Thatbestand durch die Auffassung und Darstellung eines Menschengeistes hindurchgeht, ohne aus der Substanz dieses Geistes mehr oder minder erhebliche Umwandlung zu erleiden.

Freilich pflegen grade aus solchen Wahrnehmungen manche Gegner der historischen Kritik überhaupt ihre Waffen herzuziehen. Sie sagen: eben weil jede menschliche Ueberlieferung so sehr dem Irrthum und der Täuschung ausgesetzt ist, erscheint es wenig zweckmäßig, mit so rigoroser Kritik gegen Einzelnes vorzugehen, während doch das Uebrige, was ihr uns großmüthig lassen wollte, keineswegs so fest steht, daß es nicht auch dem Zweifel erreichbar wäre. Wo ist die Grenze — sollen wir uns Geschichten, die sich jahrhundertlang im Bewußtsein des Volkes fest eingelebt haben, nun auf einmal rauben lassen, bloß weil einige zweifelsüchtige Kritiker finden, daß sie einige Procent mehr von der Unsicherheit an sich tragen, die aller menschlichen Ueberlieferung anhaftet? Und soll die oft beklagte nivellirende Tendenz der Zeit auch auf die Geschichte ausgebeht werden, sollen auch hier alle charakteristischen individuellen Züge herausgebroschen werden, damit endlich nur der dem fahlen Verstande mundgerechte allgemeine welthistorische Brei übrig bleibe?

Solche Einwürfe theoretisch zu widerlegen wäre hier nicht der Ort, aber wohl darf man Thatsachen ihnen entgegenhalten und z. B. darauf aufmerksam machen, daß, wie sehr auch sonst grade in der Geschichte die Standpunkte und die aus ihnen abgeleiteten Urtheile differiren, doch über die Kritik der Thatsachen in der wissenschaftlichen Welt eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht, die Verdicte des unsichtbaren Areopags der öffentlichen Meinung finden hier die vollständigste Anerkennung und ich glaube von allen den hier angeführten Geschichten behaupten zu können, daß sie in den Kreisen der Wissenschaft allgemein für rechtskräftig verurtheilt gelten, während wir andrerseits z. B. in dem an-

geführten Falle mit Winkelried Beispiele freisprechender Erkenntniß haben, die dann nicht minder anerkannt werden. Es scheint also doch wohl eine in der wissenschaftlichen Welt überall empfundene und respectirte Grenzlinie vorhanden zu sein, welche das Glaubwürdige von dem Fabelhaften scheidet. Und nicht minder sehen wir jenen zweiten Vorwurf einer durch die Kritik hervorgebrachten Verarmung der Geschichte thatsächlich auf das Glänzendste widerlegt. Jener mächtige Fortschritt der Wissenschaft, welcher eben an die kritische Richtung anknüpft, hat nicht nur eine gewaltige Vertiefung des Studiums, sondern auch überall eine gradezu überraschende Vermehrung des historischen Materials herbeigeführt, welche an die Stelle der oft sehr schlecht unterrichteten späteren Chronisten, auf die man sich bisher verließ, eine Fülle lebendiger gleichzeitiger Zeugnisse setzte.

Weniger leicht zu entkräften ist ein anderer Vorwurf, daß mit jenen Sagen und Charakterzügen ein guter Theil Poesie aus der Geschichte verschwinde. Wir sind ganz darauf gefaßt, daß nächstens einmal jemand die Klage um diese discreditirten Sagen etwa im Tone der Götter Griechenlands von Schiller in Verse bringt und die Worte des Dichters:

Alles Schöne — nahmen sie mit fort.

Alle Farben, alle Lebenstöne

Und uns blieb nur das entseelte Wort —

aufs Neue anwendet. Man könnte sich einen solchen Versuch als ganz wohl-gelungen denken, aber daß es dem Verfasser rechter Ernst damit wäre, würden wir kaum glauben. Denn so wenig wir annehmen werden, daß Schiller im Ernst es bedauert haben sollte, nicht mehr, in der Lage zu sein, an der Bekränzung der Altäre der Venus Amathusia persönlich theilzunehmen, oder dem Helios sein Morgengebet zu verrichten, ebenso wenig würden wir es für möglich halten, daß jemand sich von dem Werk eines Ranke, Sybel, Mommsen zu den Anekdotensfundgruben der alten Zeit, einem Bredow oder Rösselt zurück-sehnte. Außerdem gilt ja das schöne Schlußwort des schillerschen Gedichtes auch für unseren Fall:

Aus der Zeitfluth weggerissen schweben

Sie gerettet auf des Pindus Höhen. —

Auch jene aus der Geschichte verbannte Mythen sind ja nicht verloren, sie leben ja gleichfalls gerettet im Bereiche der Dichtung, die nach wie vor aus ihnen ihre Stoffe zu wählen vermag. Denn wahrlich, es wäre doch sehr thöricht, sich die Freude an den uhlandschen Rolandsballaden auch nur zum kleinsten Theile durch die Erinnerung an das Unhistorische jener Stoffe beeinträchtigt zu denken, und ebenso wenig ist es jemandem eingefallen, eine Herabsetzung des schillerschen Don Carlos darin zu erblicken, wenn neuere For-

schungen uns aus bester Quelle überzeugt haben, der spanische Infant sei in Wahrheit eine so durch und durch verwahrloste, ungesunde, verkrüppelte Persönlichkeit gewesen, daß selbst sein klägliches Ende kaum unsere Theilnahme erregen kann.

Ja die Dichter haben nicht einmal nöthig, auf die historische Treue zu verzichten, wenn sie gleich zu Stoffen jener Gattung greifen. Denn wie viel auch in der Fabel des schillerschen Wallenstein unhistorisch ist, so verdient doch das ganze Werk im vollsten Sinne den Namen eines historischen, das Bild jener schweren Zeit, welches es vor uns aufrollt, ist von ganz unübertrefflicher Wahrheit. Wenn in Kleists Drama: „Der Prinz von Homburg“ der ganze Hergang, auf dem das Stück basiert, von der Geschichte geläugnet wird, so wird doch auch der Historiker gegen die Schilderung des großen Kurfürsten und seiner Umgebung wenig einzuwenden finden.

Aber wie gern wir auch zugeben, daß die Sage an sich poetischer ist, als die Geschichte, so müßten wir es doch in der That für schweres Unrecht halten, wollte man verlangen, daß der Historiker, der vor allem nach Wahrheit streben soll, sich gefallsüchtig mit den Schleiern der Dichtung drappire.

Wer einen poetischen Reiz in der Geschichte sucht, der möge ihn in der lebendigen Kraft der Darstellung finden, welche uns vergangene Zeiten in vollem warmen Bilde wie gegenwärtig vor die erschütterte Seele führt, wer aber bei der Darstellung der römischen Partekämpfe vor den licinischen Gesetzen in Mommsens Meisterwerke die Anekdote des Livius vermißt, welche das großartige Ereigniß, das jene abschließt, von der kleinlichen Eitelkeit eines Weibes ableitet, oder wer, wenn er in Sybels ergreifender Darstellung das lawinenartige Anwachsen der revolutionären Bewegung in Frankreich verfolgt, über den Mangel an poetischer Stimmung zu klagen hat und sich nach den Anekdoten und Bonmots umsieht, mit denen uns die französischen Darsteller jener Epoche abzuspeisen pflegten, nun für dessen geschichtliches Bedürfniß dürften wohl die sogenannten historischen Romane, an denen unsere Zeit so fruchtbar ist, vollkommen ausreichen.

Wir dürfen es nicht verschweigen, daß grade die Meister moderner Geschichtschreibung überhaupt sich äußerst spröde gegen diese Gattung von Anekdoten und Charakterzüge verhalten, daß sie bei weitem nicht bis an die Grenzlinien vorzugehen pflegen, welche die historische Kritik gezogen, und daß eine große Anzahl von Geschichtchen, welche eigentlich nie in Untersuchung gewesen, geschweige denn verurtheilt worden sind, sichtlich gemieden werden, wie charakteristisch sie auch sein mögen. Und doch wird schwerlich jemand unserer modernen Geschichtschreibung den Vorwurf machen, daß sie uns ausschließlich mit allgemeinen philosophischen Ideen abspese. Im Gegentheil macht sich die realistische Tendenz, welche man ja allgemein unserer Zeit zuschreibt, auch

in der Geschichte geltend, und das Streben nach durchaus concreter lebendiger Darstellung herrscht überall.

Es liegt nun auf der Hand, daß jene sichtliche Abneigung der modernen Historiographen gegen alles Anekdotenhafte noch einen anderen Grund hat, als die Kritik, und wir finden denselben leicht in der veränderten Methode der Darstellung. Die ältere Art der Charakteristik machte es sich leicht genug, sie mahnt an jene Bilder früherer Zeiten, wo die Personen sogenannte Spruchbänder an sich haben, auf denen ihre hauptsächlichsten Aussprüche verzeichnet stehen, oder an Wachsfigurencabinete, wo eine Reihe historischer Persönlichkeiten in fast gespenstiger Leblosigkeit uns in die Augen springen, mit allerlei charakteristischen Aeußerlichkeiten begabt, an welchen gleichsam mechanisch die Erinnerung haftet. Dazu kam dann höchstens als Etiquette die Censur, in welcher der Historiker von allgemeinem ethischen Standpunkte aus die moralische Dualität der Persönlichkeit feststellte. Ungleich schwerer hat es jetzt der Historiker. Von ihm verlangt man, daß er verfährt gleich dem Maler, der ein geschichtliches Bild in großem Stile componirt, wo er neben den Hauptpersonen zur Staffage auch noch eine Reihe anderer Persönlichkeiten braucht, gleichsam als Objecte für jenes Thun und als Folien derselben. Grade an ihnen, in ihren Zügen, ihrer Stellung und Haltung sucht der Beschauer den Reflex der geschilderten Begebenheit, und die gesammte Staffage, ja selbst die leblose Umgebung muß wesentlich mitwirken zu dem beabsichtigten Effecte lebendiger Charakteristik.

Für diese feinere Manier der Darstellung will sich nun die grobe Deckfarbe der Anekdote wenig eignen, und doch ist dies Charakterisiren aus der Zeit heraus keineswegs nur ein Vorrecht einzelner Virtuosen der Geschichtschreibung, sondern wenigstens das Streben darnach ist ein ganz allgemein anerkanntes Princip; es wird kaum einen modernen Historiker geben, der nicht die sorgfältigste Ausmalung des historischen Hintergrundes zu einer Hauptpflicht machte und aus dem geistigen Leben der Zeit das Hauptmaterial für die Charakteristik seiner Helden zu entnehmen suchte. Und nachdem ihm dies gelungen, schiebt er gar manche jener überlieferten Charakterzüge, die einen als in ihrer Trivialität zu wenig, die anderen in ihrer anekdotischen Zuspizung zu viel charakterisirend bei Seite. Es ist durch diese Veränderung in der Methode der Darstellung keine geringere Revolution hervorgebracht worden, als durch die Kritik, und wir könnten auch hier eine ganze Anzahl geschichtlicher Persönlichkeiten aufzählen, deren Portraits in der neueren Geschichtschreibung ganz andere Züge, eine wesentlich veränderte Physiognomie erhalten haben, als wir sie auf älteren Bildern zu sehen gewöhnt waren.

Nachdem wir so erkannt haben, daß die beiden mächtigen Impulse, welche die Neuzeit der Historie gegeben, beide jenen anekdotischen Charakterzügen, welche

früher die Geschichte beherrschten, dem Princip nach feindselig sind, daß dieselben die doppelte Gefahr bedroht, nicht nur von der Kritik bekämpft und widerlegt, sondern auch trocken gelegt, d. h. absichtlich ignoriert und todtgeschwiegen zu werden, so vermögen wir uns der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß sie, wie zäh auch die Volksmeinung an einzelnen derselben festhält, doch in nicht gar langer Zeit verschwinden werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn schon die jetzt heranwachsende Generation gar vieles als irrig und unglaubwürdig in den Schulen bezeichnen hört, was die Väter noch als feststehende historische Wahrheit gelernt und behalten haben. Wir mögen das eben hinnehmen, wie wir es mit ansehen müssen, daß so manches andere, für das wir eine gewisse Anhänglichkeit fühlen, weil es mit allerlei freundlichen Kindheitserinnerungen eng verwebt ist, von dem Rade der Zeit in den Staub geworfen wird. Eine ruhige vorurtheilsfreie Ueberlegung der vielfachen Segnungen fortschreitender Entwicklung vermag bei allen solchen Fällen Trost und Entschädigung in reichem Maße zu finden. C. G.

Die Pläne des Ministeriums für Umgestaltung der preussischen Schwurgerichte.

Das preussische Justizministerium hält die Juristen des Staates in Athem. Vor etwa einem Jahre warf es die langersehnte Hypothekenordnung ins Volk; die neue juristische Examenordnung und eine Zahl anderer wesentlicher Verordnungen griffen, während der Zwist der drei gesetzgebenden Factoren nur kümmerliche Früchte der Legislatur zeitigen läßt, inzwischen rege in das Räderwerk des Rechts und der Verwaltung ein. Jetzt, vor wenigen Tagen, trat das Gespenst des neuen Strafproceßentwurfes in die Zimmer der erschreckten Rechtslehrer und Praktiker und rief sie zum Urtheil. Auch dies Blatt trägt sein Votum zum Dingplatz. Die sehr tief greifende Bedeutung gerade dieses neuen Gesetzentwurfes macht den Organen der öffentlichen Meinung eine eingehende Besprechung doppelt zur Pflicht.

Der neue Entwurf trägt eine Devise auf dem Schilde seiner Einleitung,